Stoff für Konflikte

Ein ganz normaler Vormittag bei den „Burgzwergen“ in Karlsruhe-Grünwinkel. Dass ihre Erzieherinnen Rabia Okumus, 27, und Ayten Yazici, 29, Kopftuch tragen, stört die Krippenkinder nicht – anders als den Gesetzgeber. Seit 2006 verbietet das Kindertagesbetreuungsgesetz für Baden-Württemberg „religiöse Bekundungen“ von Kindergartenpersonal. Privaten Einrichtungen steht es zwar frei, Erzieherinnen mit Kopftuch einzustellen, doch kaum jemand tut es. Manchmal stehen eigene Vorurteile im Weg, meist die Angst vor Elternprotesten.

„Ich kenne viele türkischstämmige Erzieherinnen, die zu Hause sitzen“, sagt Ayten Yazici. Und das, obwohl sie wegen ihrer Zweisprachigkeit eigentlich gefragt sind. Rabia Okumus musste gar fünf Jahre warten, bis sie ihr Anerkennungsjahr absolvieren konnte, das auf die dreijährige Fachschulausbildung folgt. Es fand sich schlicht niemand, der sie einstellte. „Einmal hat man mir sogar mehr Lohn als üblich angeboten, wenn ich ohne Kopftuch zur Arbeit komme“, erzählt sie. Schließlich bekam sie ihre Chance im Karlsruher Halima-Kindergarten. Die Einrichtung wurde 1999 von Muslimen gegründet, betreut aber auch Kinder von Deutschen.

Auch Ayten Yazicis Karriere begann im Halima-Kindergarten, im Anschluss bekam sie eine Stelle im Kinderspielhaus in Karlsruhe-Grünwinkel, dessen pädagogische Leiterin sie heute ist. Mittlerweile arbeitet hier auch Rabia Okumus, anderthalb Stunden Arbeitsweg zum Trotz. „Religion bleibt draußen“, stellt Geschäftsführer Holger Roolf klar. Was seine Mitarbeiterinnen auf dem Kopf tragen, ist ihm jedoch egal. Den Eltern nach anfänglichem Zögern auch. Nur die „Burgzwerge“ sehen es kritischer: Rabias graues Kopftuch finden sie ein bisschen langweilig. „Aber das pinke“, sagen sie, „steht dir richtig gut!“

Alltag im Karlsruher Kinderspielhaus:
Das Kopftuch stört die Kleinen nicht.

Foto: Thomas Kienzle

Die Moschee im Dorf lassen

Freitagsgebet in der Moschee im schwäbischen Oberstetten.

Blick vom Friedhof auf die Moschee.

In Oberstetten, einem kleinen Dorf auf der Schwäbischen Alb, haben sich Muslime häuslich eingerichtet, inklusive einer Moschee. Nicht allen gefällt das

Der Muezzin erhebt sich aus einer Gruppe von fünfzig knienden Greisen, Männern und Jungen, die Köpfe gen Mekka gewandt. Er schließt die Augen, hält sich ein Ohr zu und beginnt zu singen. Da schlägt eine Kirchenglocke, viermal hell, einmal dunkel. Durch das Fenster der Moschee starrt der Turm der benachbarten Heilig-Kreuz-Kirche. Oberstetten auf der Schwäbischen Alb war einmal streng katholisch. Doch der größte Arbeitgeber der Region, der Fertighaus-Hersteller Schwörer, lockte auch Andersgläubige in das 1.200-Seelen-Dorf, darunter viele Muslime. Heute stehen die Gotteshäuser hier direkt nebeneinander.

In den Händen halten die betenden Männer ihre Tasbih, Ketten mit 99 Perlen, anhand derer sie die Gebete zählen. 33mal Subhana Allah, gepriesen sei Gott, 33mal Alhamdulillah, gelobt sei Gott, 33mal Allahu akbar, Gott ist groß. Am Vorabend saßen etwa fünfzig Gläubige in der Rosenkranzandacht, überwiegend ältere Frauen. Auf kalten Holzbänken, in dicke Winterjacken vergraben, beteten sie laut in einem zweistimmigen Chor. In den Händen hielten sie ihre Rosenkränze, Kreuzketten mit 59 Perlen, anhand derer sie ihre Gebete zählten. Sechsmal Vater Unser, sechsmal Ehre sei dem Vater, 53mal Ave Maria. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.

Der Muezzin, der die muslimische Gemeinde von Oberstetten mit seinem Gesang zum Freitagsgebet gerufen hatte, sitzt wenig später in der Teestube der Moschee. Er heißt Yasar Yüce, ist 39 Jahre alt und Ingenieur für Getriebetechnik in Esslingen. Als er mit acht Jahren nach Deutschland kam, verstand er kein Wort Deutsch; in der fünften Klasse sprach

Imam Mustafa Sener im Gebetsraum. Im Hintergrund die katholische Kirche.

Ludwig Wilhelm I., der „Türkenlouis“, in der Schlacht bei Slankamen im heutigen Serbien am 19. August 1691. Stahlstich.

ruhe zu bewundern. Aller Feindschaft zum Trotz schätzte er die kulturellen Vorzüge seiner Gegner und prahlte mit seiner Beute. Bald galt es in Adelskreisen als schick, etwas „Türkisches“ zu besitzen.

Aber nicht nur türkische Beutekunst war begehrt, auch orientalische Gärten und osmanische Architektur kamen in Mode. Bereits 1776 begann man im Schwetzinger Schlossgarten, einen „Jardin Turc“ (frz.: türkischen Garten) anzulegen. Neben Wasserspielen wurde eine Moschee mit Minaretten errichtet, die „Rote Moschee“, die allerdings nicht den Gläubigen zum Gottesdienst diente, sondern allein der Lustbarkeit des Fürsten, seiner Familie und Gäste.

Parallel bahnte sich ein türkisches Genussmittel seinen Weg auf deutsche Tafeln: der Kaffee. Zunächst blieb er allerdings ein Luxusgut. Das erste deutsche Kaffeehaus eröffnete 1694 in Leipzig, und langsam verbreiteten sich die Kaffeeröstereien und Kaffeestuben auch in anderen deutschen Kleinstaaten. Die große Mehrheit trank aber nach wie vor „Muckefuck“, also Malzkaffee, oder löffelte eine dünne Biersuppe zum Frühstück. Zum Getränk für die breite Masse wurde Kaffee erst nach 1945.

Der Blick auf die muslimische Kultur blieb über viele Jahrhunderte hinweg von Vorurteilen gekennzeichnet. Dies änderte sich grundlegend, als der württembergische Buchverlag Cotta (heute Klett-Cotta) in den Jahren 1823/24 die orientalische Märchensammlung „Tausendundeine Nacht“ in der ersten deutschen Ausgabe herausbrachte. Zwar hatte es schon zuvor Märchen mit orientalischen Bezügen gegeben, doch mit diesem Band wuchs das Interesse für den Orient, seine Bewohner und deren Religion sprunghaft. Allerdings wurde das Bild orientalischer Kultur durch die Märchensammlung auch bis zur Unkenntlichkeit verklärt.

Vom Trend angesteckt, gab der württembergische König Wilhelm I. den Bauauftrag zu einem Badehauskomplex bei den Mineralquellen im Park des Stuttgarter Rosensteinschlosses. 1846 wurde das ganz im maurischen Stil errichtete Gebäude auf den Namen „Wilhelma“ getauft. Heute besuchen mehr als zwei Millionen Gäste jährlich den gleichnamigen Stuttgarter Zoo – die wenigsten wissen von seinen orientalischen Wurzeln. ▬

Autor: Matthias Hofmann, Historiker und Orientalist
Quelle Abbildung: akg-images

Islamische Theologie wird mit anderen Religionswissenschaften vernetzt: Das Tübinger Institut soll zu einem Musterzentrum werden.

Imam made in Tübingen

Die Universität Tübingen ist die erste Hochschule in Deutschland, die konfessionsgebundene Islamische Studien in den Lehrplan aufnimmt. Ein Besuch im Zentrum für Islamische Theologie

Es gibt Tage, da kommt sich der Direktor vor wie der Hausmeister. An diesem Novembermorgen zum Beispiel: Omar Hamdan, 49, Leiter des neu gegründeten Zentrums für Islamische Theologie der Universität Tübingen, beantwortet in seinem Büro Journalistenfragen, als ein Handwerker hereinplatzt: „Mir habe' die Schränk' unten hingestellt, isch des recht?", fragt der Mann, der im Erdgeschoss gerade neue Schließfächer für die Studierenden aufgebaut hat. „Wunderbar", sagt Hamdan, bedankt sich und sucht den Faden des Gesprächs wieder zu finden.
Kaum ist der Blaumann weg, klingelt Hamdans Handy: die Universitätsverwaltung. Der Professor drückt auf lautlos. Würde er das nicht hin und wieder tun, käme er zu gar nichts mehr. Der Koranwissenschaftler Hamdan hat einen Arbeitsmarathon hinter sich: Bevor das Institut im vergangenen Oktober in eine alte Stadtvilla einzog, musste er Internetanschlüsse organisieren, Möbel und Computer bestellen, Anträge und Stundenpläne schreiben, die Wandfarbe auswählen. Bis heute schiebt Hamdan oft 16-Stunden-Schichten. Und dann noch der Presserummel.

Zumindest der Schritt von Berlin nach Tübingen dürfte dem Deutsch-Palästinenser keine Probleme bereitet haben. Er lebte hier schon in den neunziger Jahren, promovierte in vergleichender Religionswissenschaft. Zuletzt forschte er an der Freien Universität Berlin über die Verbindungen zwischen Islam, Christentum und Judentum im Mittelalter. Sein neuer Job sorgt für mehr Aufmerksamkeit: Als erste deutsche Universität bietet Tübingen seit dem Wintersemester 2011/12 konfessionsgebundene Islamstudien an, das heißt: Es lehren und studieren hier ausnahmslos Muslime. Bisher konnte man in Tübingen, wie an vielen anderen Universitäten, die sozial- und kulturwissenschaftlich geprägten Islamwissenschaften studieren. Doch in den neuen Islamstudien spielen theologische Fragen die Hauptrolle. Nach acht Semestern, eines davon im Ausland, können die Absolventen als Imame, als muslimische Geistliche, arbeiten. Ein Novum in der deutschen Hochschullandschaft.

Bislang werden Imame, die das Freitagsgebet in der Moschee leiten und als Mediatoren, Seelsorger sowie Lehrer tätig sind, stets aus dem Ausland eingeflogen. Wenn sie nach ein paar Jahren ein wenig Deutsch sprechen, ist ihr Einsatz meist vorbei und sie kehren zurück in ihre Heimat. Der Dialog mit der Welt außerhalb der Gemeinden scheiterte daher oft schon an der Sprachbarriere. Woher sie kommen, wer sie sind, was sie predigen und für welche Werte sie stehen – die Imame selbst konnten es Nicht-Muslimen bislang nicht vermitteln.
Die Absolventen des Tübinger Bachelorstudiengangs könnten diese Kommunikationslücke schließen – als Imame, Seelsorger, Sozial- oder Öffentlichkeitsarbeiter. Die meisten von ihnen hoffen aber, an ihrem Institut künftig auf Lehramt studieren zu können, um in deutschen Schulen islamischen Religionsunterricht zu erteilen. Was bisher nur an rund 20 Schulen in Baden-Württemberg geleistet wird, könnte eines Tages Normalität sein.

Angehende Religionslehrerinnen beim Studium des Koran.

2.000 Imame und Religionslehrer würden künftig in Deutschland gebraucht, verkündete Bildungsministerin Annette Schavan, als im Herbst 2010 die Entscheidung für die Studiengänge und ihre Standorte fiel. In diesem Jahr sollen drei weitere Zentren an den Doppelstandorten Osnabrück/Münster, Erlangen/Nürnberg und Frankfurt/Gießen eröffnet werden. Für Professuren und Mitarbeiterstellen steuert der Bund in den kommenden fünf Jahren insgesamt fast 20 Millionen Euro bei.
In Tübingen haben sich 36 Studierende eingeschrieben, 13 Männer und 23 Frauen. Eine von ihnen ist Serap Aydin. Die 24-Jährige steht in der Bibliothek im Erdgeschoss der Villa zwischen Kistenstapeln und sortiert bunte Buchbände in die Regale. Fast 3.000 Bücher aus seinem privaten Fundus hat Professor Hamdan dem Zentrum gespendet. „Anfangs kamen wir uns schon ein wenig verloren vor", erzählt Aydin, deren Eltern aus der Türkei stammen. Doch mittlerweile fühle sie sich richtig wohl. Bevor sie ihr Religionsstudium begann, hatte sie Islamwissenschaften studiert. „Da wurde im Seminar schon mal die Frage gestellt, ob Mohammed überhaupt gelebt habe", sagt sie kopfschüttelnd.

Neben der Bibliothek, in einem der frisch geweißten Seminarräume, sitzt Mona Baydaoui, 22, Jeans, Strickjacke, schwarzes Kopftuch, und sagt, sie könne sich Gemeindearbeit gut vorstellen. „Oder eine akademische Karriere." Nach dem Abitur hat die gebürtige Stuttgarterin zwei Semester Sozialwissenschaften studiert. „Aber das hat mich schnell gelangweilt", sagt sie. Privat beschäftigte sich die Tochter eines Libanesen und einer Deutschen schon länger mit dem Islam. Der neue Studiengang kam ihr gerade recht. „Mit dem Zentrum öffnen wir Muslime uns der deutschen . . .", sagt Baydaoui – und hält inne. „Naja, eigentlich bin ich ja selbst ein Teil der deutschen Gesellschaft", schiebt sie lächelnd ein. „Das Ziel wäre, wenn beide sich öffnen würden", sagt sie. „Die Muslime und die deutsche Gesellschaft."
Der Rektor der Tübinger Universität, Professor Bernd Engler, hat sich für das neue Studienfach stark gemacht, „nachdem der Impuls von der Evangelischen und der Katholischen Theologischen Fakultät ausgegangen ist", sagt er. Doch er weiß, dass der Erfolg des Studiengangs von etwas anderem abhängt: „Wir sind auf die Akzeptanz der Gemeinden in Deutschland angewiesen." Früh holte Engler die Vertreter islamischer Verbände und Moscheen ins Boot. Ein Beirat begleitet den Studiengang, um Streitigkeiten unter den unterschiedlichen muslimischen Verbänden zu vermeiden. „Mit einer breiteren Kenntnis des Islam", so hofft Rektor Engler, „erreichen wir ein besseres Verständnis, und mit einem besseren Verständnis eine größere Offenheit."
Im Laufe des Jahres sollen zwei weitere Professuren sowie zwei Juniorprofessuren in Tübingen entstehen. Bis 2015 soll der neue Studiengang zu einer „Islamischen Fakultät" ausgebaut werden – in einem eigenen Neubau direkt neben den christlichen Fakultäten. „Ich will ein Musterzentrum für Deutschland, Europa und die arabische Welt formen", sagt Professor Hamdan. Er träumt von einer gemeinsamen Bibliothek mit den Fakultäten der evangelischen und der katholischen Theologie. „Das", so Hamdan, „wäre beispielhaft." ▬

Autor: Johan Kornder
Fotograf: Thomas Kienzle

Professor Omar Hamdan ist Spezialist für alte Koranschriften.